

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1925**

53 (4.3.1925) Die Mußestunde



bei hier noch sein Fortkommen, wo selbst die Schlange sich nicht mehr zu erhalten vermag. So scheußlich das Tier ausieht, so vorzüglich ist sein Fleisch, das nach den Angaben der Kenner wie feinste Hühnerbrust schmeckt. Die Erforschung der unbekannteren Gebiete ist deshalb so schwierig, weil es dort im Innern Brasiliens nur ganz geringes Tierleben und sehr wenig Nahrung gibt. Die jüngsten Forscher Brasiliens haben ihre Reisen nur ausführen können, indem sie sich von Schlangen nährten. Man verzehrt fast jede bekannte Schlangenart, von der großen Anakonda bis zur giftigen Klapperschlange, und wenn auch die giftigen Schlangen einen sehr schlechten Geschmack haben und nur im größten Notfall verzehrt werden, so bietet doch ein Ragout von andern Schlangen eine ganz vorzügliche Speise.

Wärme als Heilmittel gegen Fieber. Während bisher im allgemeinen Sanftmiltäten bei Fieberzuständen empfohlen worden, wird neuerdings die Anwendung von Wärme in Form von warmen Bädern und erwärmten Umschlägen gerühmt. Schwelken soll dabei vermieden werden. Vorwiegend zu Beginn des febrilen Fiebers kommt Wärme mit gutem Erfolg in Betracht. Bei Herzschwäche allerdings ist sie nicht ungefährlich. Man nimmt im übrigen hierbei auch eine direkte Heilwirkung auf dem Wege über das Hautorgan an.

Übergläubn und Zauberer spielen eine umso größere Rolle, je primitiver ein Volk ist. Interessantes weiß Agostini, ein Sachianermissionar, in seinem Buche „Zehn Jahre Feuerland“ (Wrocław, Leipzig, 1900, S. 16.) über die Feuerländer zu berichten. Das Ansehen des Medizinmannes bei den Feuerländern hängt ganz von seiner Gefährlichkeit in der Krankenheilung ab. Da er Arzneien, die eine Genesung herbeiführen könnten, nicht besitzt, greift er zur Synkope oder Sugestion und reißt dem Patienten ein, seine Krankheit rühre von Fremdkörpern, wie Wespenstichen und Wundenplättchen her, die durch das Wadnoot eines feindlichen Medizinmannes in seinen Leib gedrungen seien. Solcherlei Gegenstände verbringt der Zauberer gefächelt in seinen Hände und rührt sich dann, nachdem er über dem Patienten eine Anzahl unheilbringender Medizinmännchen ausgeprochen hat, den Vorhaken, als zöge er sie, unter kräftigen Massieren der kranken Stelle, mit den Händen aus dem Körper des Kranken heraus. Will der Kranke dann noch nicht genesen, so findet der Medizinmann stets eine Ausrede. Er behauptet einfach, es seien zu viele Fremdkörper vorhanden und der Kranke müsse sterben. Der Spruch des Medizinmannes gilt als unfehlbar. Ist er gefällig, geht der Übergläubige der Eingeborenen nicht selten soweit, daß sie dem Patienten erdroffeln, um ihm, wie sie sagen, unnötige Schmerzen zu ersparen.

### Bücherschau

Sämtliche hier bezeichneten Bücher sind durch die Volksbuchhandlung, Adlerstraße 43, Karlsruhe, zu beziehen.

Krant Thiel: Der Leibhaftige. Verlag J. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart.

Der ganze Dementenfall der Zeit brodeln in dem neuen Roman „Der Leibhaftige“, worin Thiel vieles von dem distanzlos zu gestalten sucht, was er in dem geistvollen Romanwerk „Das Gesicht des Jahrhunderts“ gegen die mechanisierenden Neigungen der Zeit auch auf geistigen und künstlerischen Gebiet, gegen das hohe Streben nach Macht, Erfolg und Erwerb, gegen die Entartung, Veräußerlichung und Entartung des ganzen Professionsbetriebs vorgebracht hat. Im „Leibhaftigen“ zeigt der Dichter, wie weit es ein nicht einmal allzu begabter junger Mann aus quibückerischer Familie heutzutage mit Hilfe der geheimnisvollen Mächte, die unser aller Schicksal in die Hände genommen haben, noch bringen kann, wenn er so fatal zielbewußt und unbedenklich, so listig und so charakterlos ist, wie dieser Herr Paul von Wielow alias Kapur Müller, der seine Laufbahn als Schauspieler beginnt, als Redakteur fortsetzt, als Direktor einer ihm selbst zeitweise höchst geheimnisvollen Unternehmung einige kleine Unannehmlichkeiten erlebt, aber immer wieder einmengen auf die Höhe fällt und schließlich konsequenterweise als gutgehabter Beamter einer weitverzweigten Organisation zur Förderung des internationalen Mädchenhandels sein Fortkommen nach Amerika findet, als ihm der Boden in der alten Heimat endgültig zu heiß geworden ist. Kein sehr sympathischer Held allerdings und im Grunde nur eben ein kleiner Angehülter des großen kapitalistischen Weltverfeuchungsorgans m. B. H., in dessen innerste Zusammenhänge wir hier einige Einblicke tun dürfen. (Kulturwille)

Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von Gess & Cie., beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

### Rätsellecke



Die Punkte dieser Rätsellecke sind durch Buchstaben zu ersetzen, und zwar so, daß vier neue Wörter entstehen. Die vertikale Mittelreihe nennt dann eine schweizerische Stadt.

### Silben-Rätsel

as — bat — bel — ber — bun — eji — e — es — get — he — ju — li — li — ne — nels — nen — ra — ring — se — sen — sig — si (i = i).

Aus vorstehenden 22 Silben sind 10 Wörter folgender Bedeutung zu suchen:

- 1. Metall, 2. Monat, 3. Afrikanischer Volksstamm, 4. Fiß, 5. Freieismächtigung, 6. Prophet, 7. Deutscher Dichter, 8. Flüssigkeit, 9. Deutscher Fluß, 10. Wasserbehälter.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der Wörter ergeben beide von oben nach unten gelesen ein bekanntes Schwadron.

### Auflösungen der Rätsel der Nummer der 9. Woche

Silber-Rätsel: Edel sein ist gar viel mehr, als abis von den Eternen her.

Buchstaben-Rätsel: Palm, Eiland, Festlichkeit, Wanderung, Finnland, Nadelstich, Leiter, Dunge = Galt fest an deiner Bettung!

Mchtige Lösungen sandten ein: Erwin Kiefer, Emil Weber, Jena Göhring, Gustav Widel, Rudolf Schlip, Anton Hohmann, Fritz Wähler, Karlsruhe; Arthur Wiest jr., Karlsruhe-Grünwinkel; Käte Böhm, Durlach.

### Anekdoten

Der Präsident von La Monnaie, bekannt in seinen Kreisen als ein Aristokrat von seltener Kultur der Umgangsformen und zu kleinen, geschmackvollen Späßen jederzeit aufgelegt, war ganz besonders gut bei Laibe. So gut, daß, als er einst im Valetre des Théâtre Français der Vorstellung fernwählte, seine Korpuslen, einem misepetrischen Nebenmann die laut und unverhüllt geäußerte Bemerkung entlockte: Rechts, die auf eine gewisse und das Schönheitsempfinden anderer merklich bedrückende Art gebaut seien, läten besser, solchen ihren Anblick der Öffentlichkeit und dem Theaterbesucher insbesondere zu ersparen.

„Mein Herr“, gab ihm der Präsident mit seinem gewohnheitlichen Rädeln sanft zur Antwort, „die Platte ist nicht jedermann gegeben!“

Karl der Einfältige von Frankreich schlug seinem Marren einst einen Lauf vor. Weil der Marz ohnehin viel Macht hatte, sollte er König sein und seine Stelle einnehmen. Der Marz gab hierauf keine Antwort, sondern sah nachdenklich vor sich hin. „Nun, schämst du dich etwa, ein König zu sein?“ fragte Karl. „Nein, das nicht, aber ich schäme mich eines solchen Marren!“

Der spätere evangelische Bischof Worowski war in seinen jüngeren Jahren eine Zeitlang Feldprediger. Als er mit die Offiziere im Kasino einer ostpreussischen Garnison weidlich geredet und geraucht hatten und ihren Seelhergen ins Haus kommen sahen, stimmten sie zu seiner Begrüßung das Lied an: Liebster Jesu, wir sind hier, Worowski aber rief beim Eintreten: „Mit meine Herren, Sie singen einen falschen Vers! Der zweite ist der richtige: Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllt!“

Ju Dumas kam einst ein angeedeter Dichter und pries ihm sein vermeintliches Meisterwerk, ein Epos von 60 Zeilen, an. „Ganz gut!“ sprach der Meister, als er es gelesen hatte, „aber streichen Sie 20 Zeilen!“ — Am nächsten Tag kam der Dichter zurück: „Schon viel besser! Aber streichen Sie noch 20 Zeilen!“ — Am andern Morgen erschien der Jüngling mit dem atz gekürzten Epos. Dumas heisch es sich und sagte: „Eine Meinung fehlt noch zur gänzlichen Vervollkommnung!“ — „Was soll ich tun, Meister?“ fragte der junge Mann begierig. „Streichen Sie noch 20 Zeilen!“ sprach Dumas lächelnd.

Wir entnehmen diese historischen Anekdoten dem 21. Heft des „Lebens“. Es ist für Km. 1. — überall zu haben. Verlag: Leipziger Verlagsdruckerei G. m. b. H., vorm. Fischer u. Kärpen, Leipzig, Johannisstraße 8.

# Die Musekunde

## Zur Unterhaltung und Belehrung

10. Woche

Karlsruhe, den 4. März

1925

### Vorfrühling

Bräutlich liegt im weißen Manne meine Erde ausgebreitet. Und der junge Himmel breitet um die Erde einen Kranz froher Wolken.

Die Vojanen strenger Stürme dröhnen um die harten Felsen, quellen an die tauben Felsen, daß aus ihren alten Hören eine neue Stunde schlägt.

Und im Wurzelgrub der Krume kitzeln ein Weizen und ein Drängen, und mit blauen Kobelgängen rütel sich die erste Blume — mein geliebter Enzian.

Hanns Joch.

### Zur Altersfrage unseres Planeten

Von Dr. Johannes Herbig.

Etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat die Geologie und ihre nahelebende andere Wissenschaften sich getrennt mit der Frage nach dem Alter der Erde beschäftigt. Der erste derartige Versuch ward durch Lord Kelvin in unternommen, welcher 1862 annahm, daß der Erdball eine Anfangstemperatur von 3000 Grad Celsius gehabt habe und aus der Abkühlung errechnete, die Erde sei 100 Millionen Jahre alt. Die Zahl wird von den heutigen Wissenschaftern als zu gering betrachtet. Helmholtz nachfolger kamen auch nicht zu wesentlich anderen Ergebnissen. Auf einem anderen Wege versuchte H. L. W. in einer Altersbestimmung der Erde zu gelangen. Er nahm an, daß die Ozeane unseres Planeten ursprünglich fast ganz aus Wasser bestanden und errechnete aus ihrem Kochsalzgehalt ein Erkalten von 80-90 und später von 100 Millionen Jahren. Der gleiche Weg schlug 1899 Sollas ein und kam zu 80-150 und weiter auf 50-70 Millionen Jahren. Alle diese Forscher führten den Salzgehalt der Ozeane auf die Verwitterung feindlicher Gesteine und auf vulkanische Ausdehnungen zurück. Annahmen, die natürlich ganzlich ungenügend und ungenügend sind.

Auf anderem Wege versuchte man mannigfaltig das Alter der Erde zu berechnen, indem man von geologischen Tatsachen ausging, aber auch diese Versuche haben im allgemeinen recht unbefriedigende Ergebnisse gehabt, so versuchte man beispielsweise, aus der Erhöhung des Meeres und des Mississippi-Deltas die zu ihrer Bildung erforderliche gewesene Zeit zu ermitteln, und versuchte in Nordamerika weiter aus der Schmelzzeit des Rindschritzes der Niagarafälle Schlüsse zu ziehen auf die Dauer der Zeit dem Entstehen dieser Fälle, das man in die Zeit nach der Eiszeit verlegte, verließen ist. Diese, die Eiszeit, wurde von Lyell seinerzeit auf etwa 70 000 und von Woodworth und Gilbert in jüngster Zeit auf nur 7000 Jahre veranschlagt. Bekannt sind ferner die Bemühungen Albert Heins, der versuchte, aus den Schlammschichten unter- und oberhalb eines Moränenwaldes im Bismarckgebiet die Länge der Zeit seit der letzten Glacialzeit abzuschätzen und dabei auf 10 000-50 000 Jahre als das Wahrscheinliche aus sprach. In ähnlicher Weise errechnete Penck aus der Mächtigkeit der Diluvialablagerungen und dem Betrage der Erosion die postglaziale Nachwärmezeit zu 20 000 Jahren, das ganze Eiszeitalter aber auf mehrere 100 000 Jahre, 12 000 Jahre hält der schwedische Forscher de Geer zum Abschmelzen des Innereises nach Aufhören der Eiszeit für erforderlich und hat für diese Berechnung die Glimmerzone Schwedens gewählt, deren jede in einem Sommer durch das nordwärts zurückweichende Eis zurückgelassen sein soll. Noch jüngeren Schätzungen gehört jene Schätzung an, welche Keilhack im Oberrhein gebiet anstellte. Er ging von der altägyptischen sogenannten Dittuna-senkung aus, durch welche dem Meere der Einbruch in die ken-

nige Obermündung ermöglicht wurde und dort die Bedingungen für eine starke Sandablagerung und eine ausgedehnte Dünenbildung schuf. Seitdem sind am Niederrhein und Emsmündung Dünen nicht weniger als 200 Dünen entstanden, und da wir wissen, daß zur Bildung von 6 dieser Dünen 200 Jahre bedürftig waren, so ist un schwer zu errechnen, daß für die Entstehung der 200 älteren Dünen etwa 8000 Jahre nötig waren. Natürlich kann auch Keilhack keine Angaben darüber machen, ob die Bildung dieser älteren Dünen stets gleichmäßig vor sich gegangen ist oder ob sie zu gewissen Zeiten verlangsamt war. Also schwebt auch diese Zeitangabe in der Luft.

Wie nicht nur für die jüngsten Abschnitte der Erdgeschichte, sondern auch für ältere hat man ähnliche Berechnungen ausgeführt. So war es namentlich der Amerikaner Archibald Geikie, der für die Bildung der gesamten Sedimentformationen einen Zeitraum von 100 Millionen Jahren errechnete.

Alle diese Schätzungen sind höchst unsicher, da ihnen allen unterstellt wird, daß die in Betracht kommenden geologischen Vorgänge der Sedimentbildung, Denudation usw. ganze geologische Perioden hindurch in ihrem Betrage ununterbrochen geblieben sind.

Wie können die Betrachtung der Schätzungen und Berechnungen über das Alter unseres Planeten, die auf Vollständigkeit natürlich keinen Anspruch machen können, nicht schätzen, ohne auf die sogenannte Pleistozän eines Parret kurz hinzuweisen, welcher das Gesamtalter der geologischen Zeit auf 1700-2000 Millionen Jahre einschätzt und die neuesten im „Newport Herald“ mitgeteilten Ergebnisse Alfred G. P. v. A. v. A., welcher das Gesamtalter der Erde seit der Krustenbildung auf 1600 Millionen Jahre veranschlagt und hierbei davon ausgeht, daß das Alter sich zur Hälfte in mehr als einer Milliarde Jahren in Jodium umwandelt, welches wiederum in 20 000 Jahren zur Hälfte in Radium zerfällt, dessen in 2000 Jahren entstehendes Halbzeltzerfallprodukt, dem Wiet nahestehten müßte. Es kann hier nicht untersucht werden, in wie weit die voreinander Berechnungen richtig sind; aus all dem Gesagten erhellt aber, daß wir über das Alter der Erde der Wirklichkeit entsprechende Angaben zweifellos nicht werden machen können. Einen kleinen Anhalt über Altersbestimmung und Dauer der Sedimentbildung kann man vielleicht dadurch gewinnen, daß man sich vorgegenwärtig, daß zur Entstehung eines einzigen Meters Braunkohle nach den neuesten Forschungen ein Zeitraum von 3000 Jahren erforderlich ist, und wenn man weiter sich die Vielzahl der Flöße ins Bedäunung zurückführt und bedenkt, daß die Flöße durch mehr oder weniger große Zwischenmittel getrennt werden, die zu ihrer Bildung notwendigerweise auch erhebliche Zeit erfordert. Ich glaube daher, daß keine der oben angeführten Zahlen das Richtige trifft. Alle dürften weit hinter dem tatsächlichen Alter zurückbleiben.

Hier kann uns allein die Weltgeschichte eine gewisse, wenn auch zahlenmäßig nicht festzulegende Zeitraumvorstellung geben. Die Weltgeschichte macht bekanntlich das gesamte geologische Großgeschehen von den Monden abhängig, welche früher, als unser heutiger Mond noch ein selbständiger Planet war, durch die Schwerkraft der Erde aus ihrer Bahn gerissen und in die spiraleptische Bahn sich ihr anzugliedern gezwungen waren. Diese Monde machten naturgemäß, auch ihre Schwerkraft auf die Erde geltend, indem sie die Erdkruste zu Versinken streben, die Luftkühle wie auch das schmelzende Wasser am Äquator wulsthaftig zusammenfaugten und diese Wulste schließlich zu Hochbewegungen aufstürzten, welche beim Nachlassen der Schwerkraft kurz vor der Angliederung jedes Mondes wieder mit ihren Grundflächen zusammenstießen, so eine zweite Gletscherhochflut bildend. Dementsprechend unterteilt die Weltgeschichte in jeder ihrer mit den Formationen der Sedimentgeologie nicht genau zusammenfallenden Epochen in bestimmter Wiederkehr gewisse Abschnitte. Stets flauen in den ersten Jahrzehnten die feinsten, giftigsten und vulkanischen Nachwehen der vorausgegangenen Mondabstimmung ab. Es folgten Jahrhunderte mit monotoner Abnahme, in welchen die ungestörte Fortentwicklung



des Lebens aus den Meisten der vergangenen Epoche stattfinden konnte. Jahre bzw. Jahrzehnte umfaßt die Spanne des neuen Mondensinfanges mit plötzlicher Ozeanverlagerung und teilweiser Lebensvernichtung und vulkanischem giftigen Paroxysmus. Die nächste Spanne einer jeden Epoche kennzeichnete den allmählichen Uebergang vom beispielweise heutigen Zustand zur Bildung der Klüfte und ist in ihrer Jahrmillionendauer als der Beginn des Gehirgsangeitalters anzusprechen. Zur Zeit des der Erde innerhalb eines Tages umlaufenden Mondes können die Klüfte infolge ihrer Trägheit vom Monde bzw. seiner Schwere nicht mehr mitgeschleppt werden, sind stattdessen geworden und pendeln während einer Zeit, die Jahrzehntelange umfassen, nunmehr hin und her, hierbei Gebirge bauend und die Gesteine haltbar einbettend. Die nächsten Jahrhunderte werden gekennzeichnet durch das Auseinanderfließen der Klüfte zu einer zweiten Gärtnerei, dem Wulst, und durch die arge Verklüftung, die das Geoid durch den in immer geringerer Höhe über der Erde umlaufenden Mond erhält. Die Klüftung des Mondes bewirkt während der folgenden einigen Wochen infolge des Aufhörens der Einwirkung der Mondschwere ein Zurückfließen der Wassermasse gegen die Pole hin und eine Klüftung der westlichen Erdoberfläche zum Geoid, was natürlich nur unter gewaltigen Zuständen, unter felsigen, vulkanischen und giftigen Vernichtungsprorogissen möglich ist.

Das neue Babel

In seinem jetzt in zweiter Auflage erschienenen Werke „Eines Arbeiters Weltreise“ Thüringische Verlagsgesellschaft, Jena) schildert Fritz Kummert neben den gewerkschaftlichen auch die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der von ihm bereisten Länder und Städte. Aus dem Abschnitt des Buches, der sich mit Nordamerika befaßt, entnehmen wir mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers folgende Schilderung über Pittsburg, die nordamerikanische Eisenstadt.

Das Pittsburger Industriegebiet ist für den Ethnologen wie auch für den Sprachforscher ein vortreffliches Gebiet. Hier können über zwei Dutzend Sprachen sowie die Lebensgewohnheiten von noch mehr Völkern oder Stämmen studiert werden. In diesem neuen Babel nimmt man mit Verwunderung wahr wie groß die Zahl der Menschensämme ist, die Mutter Erde trägt, und wieviel davon dem Schoße der alten Dame Europa entprossen. Unter den 333.000 Einwohnern Pittsburgs sind 146.000 Ausländer, die aus 21 fremden Ländern stammen. Die in der Umgebung liegenden Eisen- und Kohlenstädte besitzen noch höhere Teile Ausländer. Pennsylvanien's Eisenindustrie beschäftigt 34.483 in Amerika und 33.679 im Ausland geborene Arbeiter unter seiner Bergarbeiterchaft sind 198.510 Eingewanderte, denen 108.919 Amerikaner gegenüberstehen.

Wochentags gleicht das neue Babel einem wahrhaftigen Bienenstock. Alles lebt, jeder leucht, immer und überall die Jagd nach dem Dollar. Das Bienenstock (Geschäft) beherrscht die Gassen derart, daß darüber die Bürgerpflichten vergessen werden. Das Interesse an Gemeinde, Staat und Land ist bei der Masse gleich Null. Dieses zu wahren, wird dem politischen Volk (Wahlbevölkerung) großmütig überlassen, der das Geschäft denn auch leitet. Er nimmt den Bürgern nicht nur das Denken, sondern oft auch das Stimmen ab und „macht“ dabei viel Geld. Die Wohlhablichkeit der Bürger brachte es dahin, daß Pittsburg, die gewaltigste Eisen- und Handelsstadt der Welt, keinen Meter Parkplatz und keine Landungsplätze für die Schiffe hat. Sie kennt weder eine Gasanstalt, noch eine Wasserleitung, noch eine Straßenbahn ihr eigen. Die Wasserläufe würden in einigen Jahren verlanden, wenn es auf die Bürger oder den Volk ankäme. Das Wasser für den Hausgebrauch ist lehmig, nicht zum Trinken; die Straßen sind für nichts auf 99 Jahre den Straßenbahngesellschaften verschachtet worden; die Straßen über die Flüsse gehören zumeist Gesellschaften, denen die Fußgänger Wunden eintragen müssen. Mit dem Eigentum und den Rechten der Gemeinde schaltet der Volk nach Wohlgefallen.

Dank der allgemeinen Gleichgültigkeit der Bürger in öffentlichen Angelegenheiten konnte die Kränkung in Staat und Gemeinde einen schrecklichen hohen Grad erreichen. In regelmäßigen Zeitabständen dring ein schmerzliches Lausgeschrei der Gesetzgeber oder der Stadtväter in die Öffentlichkeit. Die Korruptionsgeschichte der Stadt Pittsburg ist lang, wenn auch

nicht so lang wie die Newports, St. Louis' oder der frommen Cuarterstadt Philadelphia. Nur ein Beispiel:

Beim Bau des Kapitols in der pennsylvanischen Hauptstadt Harrisburg wurden mehrere Millionen Dollar gestohlen. Als die Spaten die Geschichte von allen Dächern pflügen, konnte die „gute“ Presse nicht umhin, entrüstet zu sein. Jedermann kannte die Großdiebe — hohe Staatsbeamte, Gesetzgeber, angesehenere Bürger. Die Aufregung in der Öffentlichkeit wurde mit der Einsetzung eines Untersuchungsausschusses zu dämpfen versucht. Nach längerer Zeit forberten die „guten“ Wähler Berichte und Anklage der Epikuren. Darauf ließ der Ausschuss erklären, der Bericht sei fertig und niemand, wer es auch sei, solle geschont werden. An dem Diebstahl waren alle Parteien, selbst die Freunde der „guten“ Presse beteiligt. Wenn es zum Stehlen geht, verschwinden die Unterschiede, wie republikanisch, demokratisch, heidnisch-christlich. Den Millionen diebstahl ist kein Haar gekrümmt worden.

Pennsylvanien ist ein frommer Staat. Brooklyn, New Yorks Vorort, wird Kirchenstadt genannt; Pittsburg sollte Minderlistgarten getauft werden.

Das Gesetz gebietet vollständige Ruhe am Sonntag, Theater, Wirtschaften sowie andere Unterhaltungsstätten sind streng geschlossen. Für den Wohlhabenden hat das nichts zu sagen, denn er hat seinen Klub, einen Weinkeller und „Hüterbuden“. Was die Todesstille am siebenten Tag für den die sechs Wochentage unausgesetzt angepannten Arbeiter bedeutet, kann doch nur der ganz erkennen, der sie am eigenen Leibe erfahren hat. In Pittsburg ist nicht wie anderwärts das Sonntagsgesetz durch Bestechung gemildert. Zwar sind seine Polizeisten einem Sonntagsgeschäftsleute ganz und gar nicht abgeneigt, aber die Parteihäuptlinge wenden sich scharf dagegen, weil es die tausendfach höheren Interessen des die Parteikasse speisenden Unternehmertums gefährdet: die Arbeiter könnten durch eine weniger strenge Einhaltung der Sonntagsruhe der Kirche entzogen werden. Ist es doch gerade die Gewerkschaft am Sonntag, was den Schoßfall der Frommen mit proletarischen Kammern hält. Selbstverständlich sind die Kirchendiener und Bekehrungsdiener an ihrem einzigen Arbeitstag sehr eifrig tätig.

Die politisch freiesten Länder, wie die Schweiz, England, Amerika, haben die meisten Sekteln. Amerika steht oben, die feinsten sind die rührigsten. Bei einem sonntäglichen Gang durch Pittsburg packt einem der Menschheit ganzer Jammer. An den Straßenenden liegen und knien Glaubensverwerfer in großer Zahl; hier bedrückt einer die Augen wie Blaudägel in inbrünstiger Unterredung mit seinem Gott, der recht sich einer die Glieder aus beim Rufe nach Erlösung; rechts berührt mit prophetischem Feuer eine Vortreffliche, dabei gornmütig mit dem Häupten herumslagen, daß das Himmelreich in der von ihm vertretenen Sekte nahe herbeigekommen sei, links liegt eine gekrümmte Proletarierin mit einem Säugling im Arm, um ihre Bekleidung ihr geschickt, hinten brennt ein mit Verlanträngen geschmückter Geselle von einem Automobil herab gegen die Begehrlichkeit der Massen und preist die Armut des Magareners, vorn ladet die Peitscharmer mit Rautenschlägen zum religiösen Jahrmart ein. Der große Florentiner hat recht:

Droh wuchs die Lummelheit so in manchem Haupte, Daß, müßt ein Priesterwort das sollte sein, Man ohne Prüfung und Beweise glaube, Und damit mäßel Sauf! Aum das Schwein Und andre, die noch ärger sind, denn Sauen, Raufschmünger, reich an trügerischem Schein.

Kings herum sitzen Arbeiter und lassen die greulichen Mißde und Gefänge über sich ergehen. Keiner der Glaubenswerber vermag das Geldesammeln. Das ist die Hauptform der Religion ist Geschäft, im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten ein recht einträgliches. Das ist ein solches Land, dazu läßt die Einfaltigkeit der Menge, Bürgersleute, gewerkschaftlich organisierte sowie sonstige Arbeiter, Besessene und ähnliche Dinge wünschen, die sich Freidenker nennen, werden, wenn es gesehen wird, ihr Scherstein in die Pause der schnorrenden Geschäftskente.

Unter den amerikanischen Freidenkern ist der Pharisäer gut vertreten. Manche Leute halten beide Begriffe für gleichbedeutend. Nebenfalls hat das Freidenkertum ein volgerichtet Maß von Schuld an der wachsenden Nacht und der Dreifigkeit der Ruder.

Bei den frisch eingewanderten Proletariern kann diese Verblödung keinen so großen Schaden anrichten. Sie gehen am Sonntag kaum aus dem Hau. Da müssen vorerst die geknackten Knochen ausgerührt und die Lungen zusammengepackt werden. Wenn sie dann noch Rangeweile haben sollten, wird sie mit Kartenspiel, Musik und Gesang überwunden. Den Teufel

spürt die Masse des fremden Volkes nicht. Sie glaubt auch ohne des Herrgotts irdischen Gehilfen am Sonntag lehen zu können.

Die eingeborenen Arbeiter fühlen die Todesstille am Sonntag in ihrer ganzen Schmerz. Bei ihnen ist die Freude am Gesang, die Pflege von häuslicher Unterhaltung gar nicht entwickelt. Sie suchen die Zeit totzuschlagen mit dem Lesen der Sonntagsblätter, frommen Flugschriften und — vornehmlich die Frauen — durch Kirchenbesuch und durch Zuhören bei den Selenpredigten an den Straheneden. Das ist es, was die Schöpfer der Schaffien gelehrt, ihnen das Geschicklichen von reichen Manne und armen Lazarus in jeder Besart erklärt werden. Die Trübsal unterföhren die Werte der Frommen, oder richtiger, sie begehnen die Kirche und ihre Diener für die Arbeit, die sie für sie leisten. Durch die frommen Kirchenblätter sieht der Gehalt des Standardbrottes, der Rauch des Strohstrusses, der Duft des Tabaksmokkats.

Sturmfluten an der Nordsee

Eine schreckensvolle Jahrhundert-Erinnerung

In diesen Tagen waren hundert Jahre vergangen, seit unsere Vorfahren von der letzten großen, folgenschweren Sturmflut heimgeschickt wurde. Zwar hat es auch in späteren Zeiten und noch bis in die jüngsten Jahre hinein an unheilvollen Wasserständen nicht gefehlt, aber Katastrophen von solchem Ausmaße wie in jener schreckensvollen Februarnacht von 1728 sind feilher nicht wieder vorgekommen. Deshalb beschäftigen sich wissenschaftliche Forschung und Dichtung auch heute noch gern mit jenem elementaren Naturereignis.

Das gewaltige Unheil vor damals ganz übersehend genommen. Ein ganzes Jahrhundert lang hatten die Küstbewohner ruhig und beschäftigt am Meer gelebt. Dazu war der Hochwasser Sturm an den vorhergegangenen Tagen keineswegs übermäßig stark gewesen. Man hatte ja auch die Deiche, durch frühere Erfahrungen gewohnt und gewöhnt, nach Möglichkeit befestigt. Und dennoch kam ganz unerwartet das Unheil. Mit einem schmerzlichen Gewitter fing es an. Bereits vier Stunden vor der regelmäßigen Zeit war die übliche Fluthöhe der Seegzeiten am Nachmittage des 2. Februar erreicht. Mit nie erlebter Lebendigkeit begannen plötzlich die Wellen wild zu toben, wüßten auf dem Grunde Schlammmassen auf und warfen diese lautplätschernd auf und über die Deiche. Vier Stunden lang hielt sich das Wasser in Deichhöhe. Dann begann es langsam zu fallen, und schon glaubte man längs der ganzen Küste, die Gefahr sei vorüber. Ruhig ging es anfangs so erlebten Rentner in später Nachtstunde zu Bett.

Da fingen die Deiche, die bereits langsam im Abfließen begriffen gewesen waren, noch einmal an zu rasen. Mit ungeheurer Macht strömten sie gegen die Deichschwelle, durchdrangen den Deich und stürzten sich an verschiedenen Stellen landeinwärts. An der deutschen und holländischen Küste wurden die Wälder, Wiesen, Gärten und Dörfer von Wasser, Sand und Schlamm überflutet. Der Wasserdruck erfolgte mit furchtbarem Schmelldruck. Mit Entsetzensschreien kletterten die Menschen aus den Betten, rafften ihre Kinder auf die Arme, flüchteten auf die Dächer ihrer Behausungen und hielten hier in Regen und Kälte, laut lärmend und um Hilfe rufend, aus. Viele überlebten so zwischen Himmel und Wasser die Schreckensnacht, viele aber mußten auch erleben, wie unter der türmenden und wühlenden Arbeit der Wassermassen die Grundfesten der schwach gebauten Häuser untergraben wurden und die Häuser nach und nach zusammenstürzten und einer nach dem andern ein Opfer des rasen, kalten Elements wurde. Am glücklichsten waren noch die daran, die rechtzeitig Gelegenheit gehabt hatten, sich in eine festgebauten Kirche zu retten. Vor Angst und Kälte stierend beirrten sie dort ihres ungewissen Schicksals. Georg Engel hat in seinem Drama „Ueber den Wassern“ eine solche Tragödie eines Kirchdorfes wirkungsvoll gestaltet.

Nach den leiblich zuverlässigen zeitgenössischen Berichten über die Vorgänge in jener Schreckensnacht waren die Ertrunkenen, die Hügel und die Dächer der feiteren Häuser bedeckt voll von nach Güte schreienden Menschen. Die Wasserflut war angefüllt mit ertrunkenen Vieh, berunglückten Nachbarn und Trümmern der niedergehenden Wohnstätten. In den weiter entfernt liegenden, noch unbedrohten Dörfern und kleinen Städten riefen die Rotgloden die Einwohner zum Rettungswert auf, doch diese mußten zumeist untätig dem grausigen Schauspiel zusehen. Zu den Wassermassen, die sich ins Markland ergossen, kam noch schwerer Regen, Hagel und ein mehrstründiges Gewitter. Erst gegen Mittag des 4. Februar drehte sich der Sturmwind, die See wurde ruhiger, und nach und nach eböten die Wassermassen ab. Das wirkungsvolle Wild jener Tage und Nächte hat uns der Erzähler J. C. Biernacki in seinem berühmten gewordenen

Roman „Die Hallig“ gezeichnet. Der Autor hatte als Parrer im Schleswighen diese furchtbaren Vorgänge aus eigener Anschauung kennen gelernt.

Durch diese gewaltige Sturmflut waren rund 800 Menschen und gegen 45.000 Stück Vieh umgekommen. 2400 Gebäude waren völlig zerstört und 9000 mehr oder weniger stark beschädigt. Der Gesamtschaden wurde auf den für jene Zeit außerordentlich hohen Betrag von 16 Millionen Talern geschätzt. Das Meer hatte einen Streifen der Küste verschlungen, und in den der Bevölkerung verbliebenen Gebieten sah es trostlos aus. Der Boden war erodiert, die im Herbst eingebrachte Frucht verloren, die Menschen am Verelst. Manche wanderten landeinwärts, andere blieben dort, stellten mit staatlicher Unterstützung den Deich, machten das Wirtland aufs neue urbar und zogen allmählich daraus wieder des Lebens farne Nahrung. Später haben ja dann die Landesbehörden mit aller Kraft für den Bau von höheren, freieren und fetteren Deichen gesorgt und auch besonders darauf geachtet, daß die Deiche nicht, wie es auch vor der geschickten Sturmflut geschehen war, von Wäutern durchwühlt wurden. Im allgemeinen hat man heute wohl genügend Vorkehrungen gegen die Wiederholung solcher Katastrophen getroffen. Aber es kommt immer noch einmal vor, daß das wildtörende Meer auf den außerhalb der Deiche liegenden Wiesenstücken am Sonntag plötzlich ein paar dort weidende Schafe auffrisst und sogar gelegentlich seine Schritte über die Dächterne wirft. Nach der neunten Nacht, am 16. Februar 1916, schien die Küste des Deiches in der Gegend von Wilsheimboden gefährdet. Die übergehenden Wichtsprüher hatten schon einzelne Stellen der Innenbefestigung aufzuweichen begonnen. J. M.

Wahre Güte

„Wer für Güte Dank“ erwartet, macht sich schon allein dadurch, daß er sich selbst als „gütig“ empfindet, der feinsten Berechtigung, Dank zu ernten, verpflichtet, indem er sich im Gefühl und Bewußtsein seiner Güte als ein besonderer Wohltäter anderer vorkommt, sich also über sie erhebt und überhebt. Eine solche Erwartung, so natürlich und allgemein sie sein mag, verdient nicht nur keinen Dank, sondern gerade das, wonit sie gewöhnlich vergolten wird: eine gewisse Gleichgültigkeit, ja, beinahe einen gewissen (zurückliegenden) Hochmut. Wer Güte tut und dabei nicht in die Freigebe geht, will, muß es so weit bringen, daß er sich nie anders als einen Diener des andern empfindet, dem eine glücklichere Fügung gestattet — Schuld abzutragen. Er muß fern davon, von dem andern Dank zu erwarten, vielmehr das Gefühl der Dankbarkeit gegen diesen andern entwickeln, weil er ihm Gelegenheit gibt, ihm zu helfen, gleichviel, wie solche Hilfe nachträglich „gelohnt“ wird. Dies mag für uns freilich mehr oder minder immer ein Ideal bleiben; die erste Stufe ist jedenfalls, dem Satze von der Dank verbienenden Güte in uns und außer uns zu Liebe zu gehen. Christian Morgenstern.

Aus Welt und Wissen

Stachelschweinsbraten und Schlangenragout. Ein Rotoreboot wurde durch einen Sturm auf die Nordküste der Kenan-Halbinsel in Nordalaska verschlagen, und die Besatzung von vier Mann mußte in dieser unwirtlichen Gegend einen Monat aushalten, bevor sie gerettet wurde. Die schiffbrüchigen Seeleute berieten nun, daß sie während all dieser Wochen nur von Stachelschweinen gelebt haben, und diese eigenartige Nahrung ist ihnen augenscheinlich gut bekommen, denn sie waren nicht abgemagert. Das Stachelschwein ist unter wilden Tieren wohl am leichtesten zu töten, denn es kann nicht schnell laufen und läßt sich mit einem Stockschlag rasch erledigen. Nun ist es ungeschriebenes Gesetz überall im hohen Norden, daß man ein Stachelschwein nur dann tötet, wenn man keine andere Nahrung hat. So gelten diese Tiere gleichsam als die „eiserne Ration“ der Abenteurer, die immer wieder in diesen wüsten Gegenden, wenn ihre Vorräte erschöpft waren, sich durch das Fleisch der Stachelschweine vor dem Hungertode errettet haben. Wie Christopher Red in einem englischen Blatt ausführte, gibt es noch andre seltsame Jagdtiere, zu denen der Mensch in größter Not seine Zuflucht nimmt. Was das Stachelschwein im Nordwesten Amerikas ist, das ist der Iguana, eine große Eidechse, in den Wüsten von Westaustralien. Hier ist ein weites Gebiet, das unfruchtbar ist als die Sahara, wo es nur einmal durchschneitlich in sieben Jahren regnet und wo selbst das überall heimische Kaninchen sein Leben nicht fristen kann. Da erscheint der Iguana, der vom Menschen leicht erreicht und mit einem Stocke getötet werden kann, als eine wahre Gabe Gottes, denn er fin-